Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 153 (1975)

Artikel: Felix Platter und seine Familie
Autor: Lötscher, Valentin
Kapitel: 2: Die Mutter Anna Dietschi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006851

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

2. Die Mutter Anna Dietschi

Anna Dietschi, die erste Gemahlin Thomas Platters, stammte aus einer geachteten Bürgerfamilie im zürcherischen Dörfchen *Wipkingen,* das heute in der Stadt eingemeindet ist. Da sie früh ihre Eltern verlor, wurde sie von Freunden erzogen und trat in verschiedene Dienste, zuletzt sieben Jahre bei *Myconius,* der damals an der Großmünsterschule in Zürich wirkte.

Hier lernte sie Thomas Platter kennen, der nach seinen langen Wander- und Lehrjahren wieder einmal seinen väterlichen Freund und Lehrer aufsuchte. Das war gleich nach dem unblutigen 1. Kappeler Krieg, an dem Platter teilgenommen hatte (*1529*). Vater Myconius und seine Frau rieten ihm, «ich solt sin Anni, die iungfrowen, nen (= nehmen) und nit mer wandlen; so welten sy uns zů erben machen. Also ließ ich mich bereden, und gab uns der vatter Myconius zamen... Ueber ettlich tag giengen wier zů Dübendorff... zkilchen und hůlten uns d'*hochzyt* mit sölichem pracht, das lüt by uns am tisch waren, die wußten nit, das ein hochzyt was.» Ob das Anni nach ihrem Willen gefragt wurde, steht nirgends, und auch Thomas kam nur durch Myconius auf die Idee zu heiraten. Oft war er vorher mit Anni zusammen gewesen, «hatt sy offt lang in die nacht gspunnen, das ich by dem tisch saaß und studiert, do wir bede wenig gedachten, das wier eelüt werden solten». Beiderseits keinerlei Zeichen von Zuneigung, die Ehe erscheint eher als eine Vereinbarung, sich gegenseitig zu ertragen und zusammenzuwohnen. Am Anfang nicht einmal dies. Thomas war «nit by Myconio zherberg, sunder by der alten hůtmacherin... Znacht gieng ich in min herberg gan ligen, den wier woltens bede heimlich han». Zwei Tage nach der Hochzeit ging Thomas wieder einmal schnell zu Fuß heim ins Wallis, «zeigt minen frinden an, ich hette gewibet. Die waren übell zfriden, dan sy hatten verhofft, ich wurde priester sin worden».

Endlich denkt Thomas auch an die Notwendigkeit, sich und seine Frau zu ernähren. Er hatte ja bei Rudolf Collin und nachher bei dem strengen Meister Hans Stähelin, dem «roten Seiler auf dem Petersplatz» in Basel das Seilerhandwerk gelernt und wollte sich nun damit sowie mit Schulehalten durch das Leben helfen. «Zoch wider gan Zürich; was noch 6 wuchen do, das ich min wib nie berůrt, das Myconius zů mier seit: Wen wiltu by dim Anni ligen? Es were nun zyt; mit der zyt wirstu dich riemen by dem jungen volk, wie du dich so lang habest enthalten, so ander lüt so bald zamen schlieffen». Thomas war – wenn seine Angabe stimmt – damals 30 Jahre alt, seine Frau 34. Diese lange Enthaltsamkeit ist wirk-

lich erstaunlich. «Wier fragten bede nütz darnach, dan wier waren bede schamhafftig». Dazu paßt auch, daß man einst den 21jährigen Thomas in Zürich ohne Bedenken zu zwei Mädchen ins gleiche Bett legte. Es störte ihn auch nicht, daß seine Pensionsmutter, bei der er selbst die sechs Wochen nach seiner Hochzeit in einem billigen Zimmer logierte, daneben ein regelrechtes Bordell unterhielt: «die hatt gwonlich 5 oder 6 mätzen zhuß; die hatten gsellen, die sy erhielten»; kein Zweifel, daß ihm «ir wäsen übell gfiell», dennoch blieb er dort in seinem «eigen stüblin», das er mit einem «gůtten gsellen» teilte; «halff etzwa holtz tragen oder anders; den gab man mier zů essen; do was ich gar fro und woll zu friden..., ließen sy in irem wäsen ungeirt». Fürwahr ein sonderbarer Heiliger!

Bald darauf beschloß das junge Paar, ins Wallis zu ziehen. Auf der Reise ließ es sich denn nicht vermeiden, daß sie einmal zusammen schliefen. Es war im Pfarrhaus zu *Mettmenstetten*/ZH, wo Thomas etwa zwei Jahre vorher als Privatlehrer für Hebräisch ein halbes Jahr gelebt und sich wieder einmal satt gegessen hatte; der Prädikant «wußt nit, das wier noch nie bywonung zamen ghan hatten; schämpten uns bede, mit einandren nider zů gan; doch mießt das ein mall sin». Am Tag darauf wanderten die beiden nach Luzern (ca. 50 km) zu einem Bruder Annas, von da nach *Sarnen*/OW, wo sie in einer üblen Spelunke übernachteten, dann durch das *Haslital* zur *Grimsel* (2164 m hoch). «Du wirst die frowen nit über den berg bringen», warnten ihn Mitreisende, es war Oktober und hatte bereits geschneit. Die Nacht mußte Anni «im strow ligen, dessen sy nit gwont... Am tag stůnden wier uff, und halff uns gott uber den berg, wie woll iren die kleider am lyb gefruren».

Anni muß eine eiserne Gesundheit gehabt haben, daß sie diese Strapazen überstand; sie paßte ins *Wallis*. Aber willkommen war sie dennoch nicht: «die will man hort, das wier von Zürich kamen, wurden wier nit frintlich tractiert». Das hätte Thomas eigentlich wissen sollen, nachdem er eben erst in der Heimat gewesen war; und man kann sich fragen, weshalb er trotz allem, noch dazu im Winter, diese verrückte Reise unternahm. Dazu noch allein mit Annis zwei Gulden, die sehr rasch abnahmen: «Do hatten wier äben noch für ein tag zerung und ein diken pfennig; do koufft min Anni flax umb, dan sy kond woll tiechli garen spinnen» (Garn für die Tuchfabrikation). Von *Goms* zogen sie hinab zum *Briger Bad,* wo Anni eine «lantzmennin» antraf, Meister Schweizers Tochter; «die drost min frowen, es weri gůt volk in Walleß, es werde iren woll ergan». Endlich ein Lichtblick! «Vom bad giengen wier ein gar hohen berg uff an Burgen zů miner schwester *Christine;* die hatt do ein man und

nün kind... By iren bliben wier byß uff S. Gallen tag» (16. Okt.). Sogar ein kleines Erbe fiel hier Thomas zu. In *Visp* konnten sie im schönsten Haus gratis wohnen und ließen sich dort nieder. «Do fiengs an woll gan.» Aber bald gerät man wieder an den Stein des Anstoßes: Eine «bäsin» fragt: «Toman, wen wilt uns mäß han?» Und eine Verwandte des Bischofs bemerkt dazu witzig, auf Platters Gemahlin anspielend: «Ich mein, er hatt ein lange mäß mit im bracht.» Noch deutlicher spricht sich nach dem Kirchbesuch in Visp sein Vetter Anthoni Platter aus: «'Man sagt, du habest ein wib mit dier bracht.' Ich antwurti Jo. Sprach er: 'Des walt der tüfell! Du hettest mier lieber ein hůren bracht.' Sagt ich: 'Herr, das findent ier nit in der bibli, das wäger sige, ein hůren han den ein wib...'»

Dennoch versucht Thomas, das Schicksal zu zwingen. Er beginnt, das Seilerhandwerk auszuüben und Schule zu halten. Im Winter hat er gegen 30 Schüler, und alle bringen Geschenke, besonders seine Bäslein; «eini bracht eier, die ander ein käß, die ein bellen anken..., ettlich ein fiertell von eim schaff, andre milch, krutt, kannen mit win etc.» Dank dem Anleihen eines Verwandten kauft Thomas Wein, den er dann maßweise weiterverkauft, und Aepfel, welche Anni den Schülern verkauft. Es gefällt der jungen Lehrersfrau recht gut im Wallis. Nur die Schwierigkeit mit der Kirche bleibt. Thomas muß bei der Messe mitsingen, «wider min conscientz zů der abgöttery helffen» und leidet darunter. Er geht schnell nach Zürich, um mit dem Vater Myconio zu reden, und dieser rät ihm, er solle «heruß kummen». Die Frau ist froh, als Thomas wieder zurückkehrt. Ein Pestfall hat sich in Visp ereignet, der Priester selbst. Anni hat Angst, allein zu sein, und zudem nähert sich der Moment der ersten Niederkunft, in ihrem Alter keine Kleinigkeit.

Es ist eine schwere *Geburt,* man rechnet bereits mit ihrem Tode. «In der nod legten sy iren ein groß hültzin paternoster umb in s. Margareten namen, das sy dester senffter genäsen, manten sy ouch, sy solt ein mäß verheissen; o, sprach sy, ich vertrüwen dem getrüwen gott, er werde mier helffen.» Die Hebammen, die im Wallis ihren Dienst ehrenamtlich versahen, taten ihr Bestes und hatten Erfolg; «das kindlin ward getoufft und *Margretlin* geheissen.» Thomas war nach Landessitte dabei und wurde, obwohl er nichts sah, tropfnaß vor Angstschweiß; «dan in Walleß můssen die menner by den wibren in kindtz nöten sin, domit sy den hernach dester mer gedult mit den wibren heigin.»

Der Bischof vernimmt, daß Platter die Heimat verlassen will, und bietet ihm an, mit guter Bezahlung «des gantzen lantz schůlmeister» zu werden; doch Platter bringt Ausflüchte und zieht mit der Familie nach *Zürich,* der

Vater voraus mit dem halbjährigen Kind und einigem Hausrat auf dem Rücken, «und zoch die můtter hinden nach wie ein ků dem kälblin.» Man kehrt bei Vater Myconius ein, und schon geht es weiter nach *Basel,* wo Thomas bereits durch *Oporin* und *Heinrich Billing* das Terrain vorbereitet hat. Thomas wird *Provisor* des «D. Oporini, do zů mall schůlmeister uff Burg», mit 40 lb Jahreslohn («so vill hette man keim vor mier nie gen!») und findet eine Wohnung «zum Löwenkopf», dicht beim Bischofshof. Besonders nett ist aus dieser Zeit die Episode mit dem Weinfäßlein. «Ich sprach: 'drink du, du můßt söugen'; so sprach min frow: 'drink du, du můßt studierren und in der schůll übell zyt han.'»

Der erste Basler Aufenthalt bleibt eine kurze Episode. Thomas hat Schwindelanfälle, die Ärzte können ihm nicht helfen. Da kommt ein berühmter Arzt, Dr. *Johannes Epiphanius* aus Venedig, der wegen der Religion aus München geflüchtet ist, in die Schweiz. Dieser sagt, er könne Thomas leicht kurieren, dieser esse zu wenig, studiere zuviel und schlafe zu wenig. Kurz entschlossen verlassen Thomas und Frau Basel und ziehen als Dienerpaar mit Epiphanius nach *Pruntrut,* wo dieser Leibarzt des Bischofs von Basel wird. Platters Schwindel kuriert Epiphanius bald: «do zeigt er uff min frowen und sprach: 'do ist üwer artzet... Ann, gand znacht mit üwerem Thoman nider... und schlaffend am morgen so lang ir meinent, das niemand kom klopphen...; wen ich den uffkäm, solt sy mier ein gůtte suppen gen'...» Nach drei Tagen war Thomas geheilt.

Diese Idylle wird brutal zerstört durch den Ausbruch der *Pest:* das Margretlein, das eben die ersten Schritte gelernt hat, wird angesteckt und stirbt unter großen Schmerzen nach drei Tagen. «Do weinten wier bede vom leid und ouch freid, das es der marter ab was kumen.» Anni aber bleibt untröstlich; sie singt nicht mehr. Eine Frau, die nicht mehr singt, ist auch mehr gefährdet, pestkrank zu werden. «Ich riette dier, du fůrtest sy hinweg.» Thomas führt sie nach Zürich und kehrt nach Pruntrut zurück. Aber auch den Arzt selbst erwischt die tückische Krankheit, obwohl er sich prophylaktisch Tag und Nacht besäuft. Der Bischof flieht nach Delsberg, Epiphanius ebenfalls, wird aber fortgeschickt. Thomas bleibt ihm als treuer Diener unerschrocken zur Seite und pflegt ihn, bis ihn der Sterbende selbst fortschickt.

In *Zürich* erlebt Thomas die Katastrophe des zweiten Kappeler Krieges und begleitet dann den seelisch schwer bedrückten Myconius, der nicht mehr in Zürich bleiben will, nach *Basel,* wo er Prädikant zu St. Alban wird und bald Nachfolger Oekolampads. Anna Platter kommt nach. Thomas reist mehrmals nach Zürich, dann wieder ins Wallis, unternimmt eine Schweizerreise, eine Badefahrt nach Brig. Eine Zeit lang ist er Professor

am Paedagogium und Korrektor bei Herwagen. In dieser Zeit gebiert Anna zwei Mädchen, 1533 das *Margretlein II* und 1534 eine *Ursula*. Dann beginnt Thomas sein Abenteuer mit der *Buchdruckerei,* zusammen mit Oporin, Ruprecht Winter und Balthasar Ruch. Von Anna vernehmen wir nicht viel. Sie teilt die Sorgen ihres Mannes; denn Thomas traut der Entwicklung des Geschäfts nicht. Nach dem ersten großen Streit mit Balthasar Ruch und flüchtiger Versöhnung etabliert sich Platter in dem Haus «zum *schwarzen Bären*» an der Petersgaße 13, wo sich die Druckerei selbst befindet (da wo heute der hintere Eingang des Spiegelhofs ist). Hier wird zur Messezeit des Jahres *1536* der einzige Sohn geboren und zu St. Peter auf den Namen *Felix* getauft. Der lateinische Name entspricht den humanistischen Neigungen des Vaters und gefällt ebenso der Mutter als Erinnerung an den Zürcher Stadtheiligen; er erbt sich seither in der Familie fort neben Thomas, Margareta und Magdalena. Damit beginnt die Zeit, wo bald das Tagebuch des Sohnes einsetzt, so daß wir auch über die Mutter wieder mehr Nachrichten vernehmen.

«*Mein muoter war zimlich alters* (dan ich nit gedenchen mag, sy iung gesechen zehaben, bin auch ir letst kindt gewesen).» Sie war bei Felix' Geburt 41, wenn auch nicht «fast 50», wie der Sohn in den «Observationes» S. 256 (Buess I 167) fälschlich behauptet, für die Begriffe jener Zeit jedoch so gut wie eine alte Frau. Sie war «vil krancheiten underworfen, dem stich (Brustfellentzündung, Pleuritis) sunderlich, darnoch dem hůsten, der sy biß in ir endt geplogt hatt». Dieser lästige Husten wird durch Briefstellen bestätigt, während die Pleuritis in der Zeit des Briefwechsels nicht auftrat. Im Jahre 1549 hatte sie den «rothen schaden» (Tenesmus, Stuhl- oder Harnzwang), sie war «seer kranck, also das man sich sterbens besorgt». Felix und Ursula machten sich bereits Sorgen, sie könnten eine böse Stiefmutter bekommen; die Mutter gab den Kindern, die vor dem Bett standen, letzte Ratschläge für die Zukunft, doch kam sie zum Glück wieder auf, «durch gottes gnodt» und dank ihrer zähen Natur. Auf dem Höhepunkt der Pestepidemie von 1564 «stieße die pestilentz mein můter auch an. Sie bekame 6 beülen, welche mehrteils außgangen mit großem schmertzen; sie wardt sehr gedultig und zuletst auch wider gesundt, forchte den todt gar nicht».

Soweit der physische Befund. Er verrät bereits einiges über den Charakter: Leidensfähigkeit, Geduld, Zähigkeit. Ein bereits vorhandener harter Zug wurde durch das Übermaß an Arbeit und die ständigen Geldsorgen noch ausgeprägter. «Wan meiner můter schwester, so ein alt, arbeitselig (gebrechlicher) mensch war, ... von Zürich kam am stecken, empfieng sy mein můter gar streng.» In der Kindererziehung zeigte sich diese

Strenge, der damaligen Sitte entsprechend, erst recht. Als der kleine Felix an der Basler Messe statt des ersehnten, aber zu teuren Dölchleins allerhand «narrenwerch» heimbrachte, empfing ihn die Mutter schimpfend, zog mit ihm keifend die Freiestraße hinunter zum Markt und schalt die Krämer, sie hätten das Kind betrogen. Einmal, als Felix ganz jung war und noch ein Röcklein trug, verlor er einen Rappen, den ihm die Mutter gegeben hatte. «Do schwang mich mein můter, das ich sunst nit gedenck vor oder darnoch geschechen sein.» Beide Mal handelte es sich um Geld. Da sie selber jeden Rappen zweimal umdrehen mußte vor dem Ausgeben, wurde die Mutter knauserig und ungerecht. Noch schneller bereit zum Schlagen war der Vater. Namentlich in der Schule war er als Prügelpädagoge gefürchtet, hatte damit allerdings erstaunlich guten Erfolg. Einmal überspannte er den Bogen ganz kraß. Als Felix die Frage, was das griechische Alpha purum sei, nicht beantworten konnte, wollte ihm der Vater mit der Rute über den Rücken schlagen, traf ihn aber, da Felix aufschoß, ins Gesicht, so daß man das Opfer mit blutendem und verschwollenem Gesicht verhüllt nach Hause führen mußte. Das war auch der Mutter entschieden zuviel, und sie zankte den Vater aus, dem es nachher leid war, so daß er die Rute nie mehr an seinem Sohn verwendete. (L 1/236 ff).

Wie in vielen Geschäftshäusern damals mußte die ganze Familie streng arbeiten. «Mir kinder noch gar iung můßten auch papir strichen, das uns etwan die fingerlin blieten wolten», und auch die Mutter war in den Arbeitsprozeß eingespannt: sie mußte das Papier «aufsteifen, wie es in den druckerien im bruch» und die «pallenleder» machen. Daneben versuchte sie durch Spinnen etwas einzusparen. Schon in Zürich arbeitete sie halbe Nächte durch am Spinnrad, um ihre Pflegeeltern «dester baß zu erneren», obwohl ihr «Vater Myconius» einen schäbigen Lohn zahlte und den größten Teil davon schuldig blieb. Am Feiertag spann sie dann auf eigene Rechnung, «verkoufft den das boumwollin garen, das galt iren vill, dan sy kond woll spinnen». Einnahmen vom Verkauf von Fischen durfte sie für sich selbst behalten (Briefe, S. 16).

Aber was nützte alles *Arbeiten und Sparen,* wenn ihr Mann das Geld mit seinen Hauskäufen vertat! Besonders der Kauf des Gundeldinger Gutes stürzte sie bis über den Kopf in Schulden. Da man alles für *Schuldzinsen* aufwenden mußte, fehlte oft das Geld für das Nötigste. Im Februar 1554 schreibt Thomas selbst, die Mutter würde dem Sohne gerne etwas Geld schicken, «hatt aber nüt, ich vertůn das gelt als» oder «Libenter misisset aliquid pecuniae, sed nihil habuit, ich hoff wier wellen ietz wider gelt uberkomen». Welch peinliches Eingeständnis für den Besitzer von drei Häusern und einem Schloßgut! Diese Knappheit führte öfters zu *Streit*

und Zank. Die Mutter sagte auch den Kindern, der Vater habe «sich in schulden versteckt, uns wurde die eschen nit bliben etc». Sie hatte «vil kummer, das mein vatter vil schuldig war und verzinset..., dardurch er und mein můter in zanck oft gerieten, welches mir seer schwerlich war und bekümert».

Leider wurde das *zänkische Wesen* der Mutter allmählich zur Gewohnheit. Als die Bauausgaben aufhörten, wurde es etwas besser vorübergehend. Im ersten Brief nach Montpellier vom 13. November 1552 konnte der Vater schreiben: «Ea nunc placidior est, postquam aedificare cessavi.» Aber bald geriet sie wieder ins alte Fahrwasser. Felix muß in einem seiner Briefe geschrieben haben, die Mutter solle nicht zuviel mit dem Vater zanken, denn am 7. April 1553 holt dieser nun zu einer längeren lateinischen Erklärung aus, in der er die Art seines Anni zu verstehen sucht und sich und dem Sohn die Sorgen von der Seele redet: «Ego cum Matre tua chara recte quidem... vivimus, incolumes et unanimes, domino sit laus»; manchmal sei sie allerdings wieder beschwerlicher, aber jetzt ertrage er ihre Art und ihren Geist besser, denn er denke, sie sei durch drei Dinge ermattet: durch die viele Arbeit, durch das Alter, und weil sie eben ein Weib sei («cogito iam attritam laboribus, aetate, et quia mulier»). Felix solle sich deswegen keine Sorgen machen («plane omnem ex animo deponas molestiam»), und dann folgt das schöne Bekenntnis: «summa, ich reden das für gott, wie woll sy wunderlich ist, wolt ich frilich nit, das iren ein dinglin uff erden weder an lyb noch an seel widerfier, ich hab nun das erlernet, das niemantz uff erden ist, er hatt etzwas mangell (einen Fehler), und der merteill nit nur ein, sunder manchen und gross. Drum, min Felix, will ich sy lieb han und gernn mit iren zůfriden sin. Sy ist zimlich gsund, hadt aber übell zyt. Dan sy hadt wenig oder kein hilff uff dyss mall.»

Schon der Tod Ursulas hatte der Mutter schwer zu schaffen gemacht, jetzt mußte sie auch ihren Sohn ins Ungewisse ziehen lassen. Zum Abschiedsessen, an dem auch Meister Jeckelmann und sein Sohn Daniel teilnahmen, schlachtete sie mitleidlos ein «kingelin» und eine Wachtel, ohne daß es Felix merkte; denn er hatte sie «lange erzogen». Den Humor verlor sie auch da nicht ganz, da sie «ein schimpfliche (lustige) frauw» war; zu Felix sprach sie scherzend, er solle sich zu Daniel setzen, dieser könnte ja einmal sein Schwager werden. «Do ich alß ob ichs nit gehört hett, dergleichen thet.» Beim Abschied übernimmt dann aber der Trennungsschmerz die harte Frau doch; sie fürchtet, sie werde ihren Sohn nie mehr sehen, und weint.

Etwas Ablenkung brachte eine Verwandte Annas, *Margareta Dietschi,* die seit vielen Jahren bei der Familie Platter lebte. Doch vertrug sich das

Mädchen offenbar nicht so gut mit der Pflegemutter, und am 16. März holte es sein natürlicher Vater German Dietschi in Basel ab. Thomas bemerkte dazu traurig, er hätte gar gerne «des Margretlins vatter wellen sin, wen es sich drülich mit der můtter gehalten hette, so nit, so fare anhi, so will ich inen allen nüt mer nach fragen». Zur gleichen Zeit war die Magd *Anna Oswald* am «houptwe» (Nervenfieber, Flecktyphus) erkrankt, «also lyt alle mü und sorg uff der můtter...». Am 12. April 1553 stirbt der zuverlässige Pächter *Germanus;* die Pechsträhne will nicht abreissen.

Viel zu reden und zu schreiben geben auch die *Tischgänger.* Mit *Gilbert und Jacob Catalan,* den Apothekersöhnen aus Montpellier, die am 7. April 1553 in Basel eintreffen, sind es nunmehr acht. Jacob, der Jüngere, ist schon früher in Basel gewesen, als Tausch beim Stadtschreiber Ryhiner, dann waren beide eine Zeit lang in Straßburg. Jetzt kommt nach Verabredung Gilbert als Tausch für Felix, und Jacob kommt gleich mit, da der alte Catalan an seinem Basler Pensionär den Narren gefressen hat. Aber welch große Enttäuschung: schon am Morgen nach der Ankunft in Basel teilt Gilbert seinem Tischherrn mit, der Vater habe ihnen brieflich mitgeteilt, sie müßten bei der nächsten Gelegenheit beide zurückkehren. Ohne Angabe von Gründen! Der alte Platter ist wie vor den Kopf gestoßen, sucht nach möglichen Gründen, schreibt verzweifelt an Felix, was er bloß angestellt habe, um seinen Herrn zu erzürnen. Die Sache ist ganz anders, als Thomas vermutet: Catalan hat durch Zufall vernommen, daß in Basel die Pest herrsche, was man ihm allerdings vorher verheimlicht hat; seine Reaktion ist verständlich. Schließlich klärt sich der Himmel wieder auf: Dem Geschick des Felix gelingt es, Catalan zum Widerruf seines Beschlusses zu bewegen; beide Catalan-Söhne werden in Basel bleiben, beide bei Thomas Platter; damit ist die finanzielle Grundlage für das Studium des Sohnes in Montpellier gerettet. (Vgl. die Abrechnung L 8/26).

Jacob steigt in die Klasse Platters auf und studiert gut, «quantum stultitia sinit, sed adiuvant blanda mea verba et virga virtutis» (schmeichelhaftes Lob und die Zuchtrute der Tugend)... Ist ein fin frintlich biebli, et mire astutus (wunderbar schlau), wirt ein gůt Spanierlin werden» (Briefe, S. 93). Auch bei Mutter Platter versteht er sich einzuschmusen: «Jacob Catalan, das läkerlin, kan sich gar frintlich mit der můtter halten, drum er sin den ouch nütz engiltet, hatt in lieb.» *Gilbert* ist ebenfalls intelligent und hübsch, gerät aber bald in ein schlechtes Fahrwasser. Die Basler Mädchen laufen ihm nach; sogar Mutter Platter schwärmt in einem ihrer Briefe von seinem schönen Bart. Und Gilbert nützt seinen Charme aus, er schwärmt von seinen «amoribus», verschwendet das Geld und weiß die Leute zu überreden, daß sie ihm Geld leihen. Er prahlt mit seinem Bacca-

laureat, aber schon beim Magister-Examen wird er zurückgewiesen. Ohne Examen und völlig abgebrannt reist er im September 1555 ab und hinterläßt eine Menge Schulden. Vater und Mutter Platter können nicht genug ihren Sohn vor dieser Gesellschaft warnen: «Er ist instructissimus ad seducendos adolescentes, drum spricht die můtter offt... wen sy gedenk, das Gilbert zů dier kom, so empfalle iren freid und můt, er werde dich verfierren, drum byss gwarnet und hiette dich als vor eim hällen tüfell...» (71 f.).

Um sich von der Fülle an Arbeit und Sorgen etwas zu erholen, geht Mutter Platter im Spätsommer 1553 drei Wochen zu einer *Badekur* nach Lostorf: «Mater abfuit in thermis in Lostorff in agro Solodurensi quatuor miliaribus a Basilea, septimanis tribus, et melius nunc habet.» Sie hatte die gute Idee, zusammen «mit Werlins selgen můtter von Stetten» dorthin zu gehen; der Bauernsohn aus der badischen Nachbarschaft hatte vor kurzem vergeblich um Ursula geworben und war ihr dann bald nachgestorben, die beiden Mütter hatten sicher viel zu erzählen und zu trösten gegenseitig. Und im August 1554 schreibt Thomas, die Mutter werde nächstens eine *Schiffahrt* nach *Straßburg* unternehmen, «ut semel recreetur; interea ego domi curabo nostra».

Zur Entlastung der Mutter engagiert Platter «*famulam* unam, et *rusticam* quandam, die der můtter spint... Mater pacifica nunc est. Der hůsten důt iren aber zů leid, tu illi aliquid para ac mitte, aut scriptis doce quid faciendum ei sit». Wozu hat man einen Arzt zum Sohn? Zugleich bittet er, da er unter dem Staub und Gestank in der Schule leidet, um «odorifera», vielleicht «paululum pulveris illius violacei... So furtzet die můter ouch vast übel, so will ich den iren ouch nit na schlan..., das wier die nasen miessen verheben. intelligis ex scriptis me laeto esse animo, quod ita per literas iocor...» (14.11.1553, S. 33). Der Sohn scheint der Bitte rasch entsprochen zu haben, oder aber sein Herr Catalan, denn bereits im Februar 1554 dankt Thomas: «Pro Theriaca et pulvere maximas tibi ago gratias, siquidem tu misisti. Si vero Dominus, indicato, ut ei gratias agere possim.» (S. 43).

Im gleichen Brief verspricht er, die Mutter werde auch noch schreiben und «indusium unum» (ein Hemd) schicken; im Auftrag des «lutenista» Schoenauer sendet er «fides et cantilenas aliquot optimas (seiten und ettlich lutenstück)». Die Mutter findet dann doch nicht Zeit zum Schreiben, «occupatior enim fuit, et nescit quid sit scribendum», sie läßt herzlich grüßen und «schikt dier *ein hembdlin* und dry fatzaletlin», wie versprochen, «den kinden ein samatin girtelin, ein par messerlin,... ein ringlin, ein büchsslin, ist kinderwerch, nemment wenig vergůt». Den Gilbert wol-

len sie übrigens selber «gnůgsam mit hembdlinen versächen, sin můter soll aber dich versächen».

Eine Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß die Mutter gar *nicht selber schreiben* kann. Sie ist in einer Zeit geboren, wo es mit der Mädchenbildung noch schlecht bestellt war, während ihre Kinder und Pflegekinder, die in der Reformationszeit zur Welt kamen, selbstverständlich diese Kunst beherrschen. Sie selber muß zu einem Schreiber Zuflucht nehmen, dem sie diktiert, gewöhnlich wohl einem Tischgänger. In einem Fall kennen wir den Schreiber, da er noch persönlich Grüße beifügt: Es ist Joh. Heinrich *Kneblin* (Pedionaeus) von Riehen, 1553–56 Tischgänger und Hilfslehrer bei Thomas Platter (L 3/162). Manchmal weiß sie auch nicht recht was schreiben, lieber möchte sie den Sohn selber sehen und sprechen, und zudem kann ihr Mann ja so gut schreiben, daß sie es lieber ihm überläßt: «Rogas ut mater rescribat. Monui, at illa, quid scribam, inquit nescio, tute scribere potes quod per alium scribam, cum ipsa scribere nesciam, mallem ipsum filium videre et alloqui: nosti ingenium ipsius, amat te plurimum...» (Briefe, S. 61). Aber hin und wieder rafft sie sich doch selber auf, und so entstehen in den Jahren 1553 bis 1555 vier köstliche, echt *mütterliche Briefe*. Zum Teil sind sie bei Thomas oder im Tagebuch des Sohnes erwähnt; der erste wurde durch Balthasar Hummel überbracht, den zweiten spedierten Lyoner Kaufleute zugleich mit dem Brief des Vaters vom 11. November 1554 (Nr. XX, S. 58). Prof. Albert Bruckner hat drei davon ediert und kommentiert (BN, Sonnt. Bl. Nr. 32 v. 7.8.1932).

Die *Hauptsorge* der Mutter - wie auch des Vaters – besteht in der Befürchtung, der Sohn könnte sich in der Fremde verführen lassen, sich in eine Welsche verlieben oder durch liederliche Gesellen ins Trinken und Schuldenmachen kommen und seine Studien versäumen. Schon 1549 im Krankenbett, als die Mutter ans Sterben dachte, sprach sie in brennender Sorge: «Ich besorg, mein sun, so ich stirb, du werdest etwan, so man nit acht uf dich hatt, eb du kum recht erwagsest, wie unsre studenten thůn, ein schlumpe, die kein haußhalterin sy, zum weib nemmen, so bist du verdorben und wirt nichts auß dir, dan etwan ein armer verachtet tropf und etwan deins vatters provisor oder ein schlechter dorfpfaff.» (L 1/481). «Dise wort, ob ich gleich gar iung, giengen mir also zeherzen und schneiden so dief dorin, daß ich gedocht (wil ich altzeit auch gern groß wer gewesen, und wo ich etwas stattlichs gesach, von iugendt uf gedocht, eb ich auch dohin mechte kommen): nein, du wilt dich also halten, daß du auch hoch anhin kommest und ein eerlichen heurat mit der zeit andreffist.» Vater und Mutter haben den Sohn immer wieder angestachelt, voranzu-

streben, sich auszuzeichnen vor allen andern; Gottesfurcht und Erfolgsstreben sind die Leitmotive ihrer Erziehung. Daß ihre ständigen Ermahnungen Erfolg hatten, beweist schon das obige Zitat. Mit glänzenden Augen sah der kleine Felix zu, wenn eine stattliche Hochzeit gehalten wurde oder wenn ein Arzt im samtverbrämten Rock zu seinen vornehmen Patienten ausritt, mit einem Söldner voraus. Die Sehnsucht des Schulmeistersohnes nach einer großen Karriere war – neben anderen – ein Hauptgrund seiner Entscheidung für das Medizinstudium.

Mit Wohlgefallen sahen die Eltern, wie der Sohn auf der vorgezeichneten Bahn des Erfolgs voranschritt; nichts tönte in ihren Ohren lieblicher als die Lobsprüche von Heimkehrern über die Fortschritte des Sohnes in der Fremde. Einen Höhepunkt häuslichen Glückes bedeutete sicher die Ankunft einer großen Kiste im März 1555, die neben einem eigenhändig präparierten Mäuseskelett und «marinis monstris» usw. auch einen «kratten vol meertribel und figen» enthielt sowie eine Menge von «schönen großen granatöpflen, ettlich sieus, ettlich bitzenlechtig (halbsüß), wenig saur... und 63 schön pomerantzen» (Orangen), die besonders für die Mutter bestimmt waren. (L 3/468 ff. und Briefe, S. 67). Man kann sich die glücklichen und stolzen Eltern vorstellen, wie sie die Schätze auspackten, den Brief lasen und besprachen und Freunde von dem Reichtum beschenkten.

Felix war auf dem rechten Weg, aber bis zuletzt flackerte doch immer wieder die Sorge auf, «das du dich lassest verfieren, betören und versumen». Je mehr die Zeit voranschreitet, desto drängender wird die Sehnsucht nach dem Wiedersehen; «unsre můtter, die verlangt vast übell, wen du komest, und füruss das Magdalenlin verlangt vast übell, und darff sich doch nit öffnen für iemantz... Altera die Aprilis, han ich unsre wigerlin gfischet, hat der vatter das Magdalenlin mit sins brůders frow ouch usshin gelassen, quod certissimum est initium amoris et benevolentiae erga nos.» (6.4.1556). So wechseln die Stimmungen. Während der Vater dem Sohne schreibt, singt die Mutter zuweilen wieder wie eine Junge («mater cantat ac si viginti esset annorum...», (Briefe, S. 83, Sept. 1555).

Die Eltern sind inzwischen *gealtert*. Vater Thomas leidet unter Schmerzen in Schulter und rechtem Arm (Briefe, S. 90); er besitzt eine Brille, trägt sie aber möglichst selten (S. 97). Die Mutter ist jetzt 60 und verliert die Zähne, «eadem illa est quae fuit olim – edentula quidem» und ironisch lächelnd fährt Thomas weiter: «sed quae quandoque mordeat, ita tamen ut mihi sit omnium quae in terris sunt charissima» (und auch wenn sie etwa beißt, so ist sie mir dennoch die Allerliebste auf der Welt. Briefe, S. 83). «Tu nostrae senectutis baculus» (Du, unseres Alters Stütze)

nennt Thomas seinen einzigen Sohn (S. 66), und endlich, am Sonntag Abend, den 9. Mai 1557 kehrt der Langersehnte nach Basel zurück. Man hat ihn nicht erwartet in diesem Moment, niemand ist zu Hause. Der Vater ist natürlich auf seinem Gut draussen. «Die můter war by den nochburen, die kam an laufen, weint und entpfieng mich...» Dem Sohn fiel auf, wie dürr und mager sie war. Ich stelle sie mir vor wie Albrecht Dürers Mutter auf der ergreifenden Kohlezeichnung von 1514, mit den Furchen des Alters und der Sorge. Trotz ihrem Alter trug sie «ein grienen schirletz... und wiß schů, wie domol im brauch». Hoffen wir, daß Felix auch den letzten guten Rat des Vaters befolgt hat: «Krom etzwas der Můtter zů Paryss... doch nit zů thür.» (S. 100).

Am schönsten war sicher die erste Zeit des Wiedersehens, es gab auf beiden Seiten so viel zu erzählen und zu berichten. Und dann bereitet sich der 21jährige, um einen Kopf gewachsene Sohn auf seine beiden großen Unternehmungen vor, die Doktorpromotion und die *Hochzeit*. Noch einmal wird hier die Mutter in einer bezeichnenden Rolle erwähnt. Sie schützte die Neuvermählten vor dem geschmacklosen Treiben der Burschenschaft, indem sie die beiden in eine stille Kammer «oben im haus gegem garten» führte. Nach einer Weile hörten sie die Mutter über dem geheimen Gemach lauthals singen «wie ein junge dochter...» und mußten darob lachen. Sie hatte allen Grund zu singen, denn sie war glücklich. Auch sie liebte das «Magdalenlin» und freute sich, daß alles gekommen war, wie sie es sich erträumt hatte. Es hatte sich gelohnt, sich abzurakkern und zu entbehren. Noch 12 Jahre lang durfte sie den Aufstieg ihres Felix miterleben bis zu dessen Wahl zum Professor und Stadtarzt; im folgenden Jahr schloß sie am 20. Februar 1572 nach einem arbeitsreichen Leben die Augen für immer.